

Echo der Arbeit

HUTTENWERK OBERHAUSEN AKTIENGESELLSCHAFT

5

Verlagspostamt: Oberhausen/Rheinland
Nur für Betriebsangehörige - März 1958



Diesmal sind wir mit unserer Werkzeitschrift wirklich „auf Draht“: schon auf dem Titelbild Draht, Draht und nichts als Draht. Wer zudem noch die „Drahtige Geschichte“ im Innern des Heftes liest, dürfte in Zukunft über Geschichte und Herstellung des Drahtes eingehend informiert sein. Der ausführliche Bericht auf den Mittelseiten dieser Ausgabe — illustriert mit teilweise historischen Bildern aus der jahrhundertalten Geschichte der Drahtherstellung — geht zurück bis zu den ersten Anfängen dieses interessanten Handwerks. Vor allem bei unseren Lesern aus Gelsenkirchen, die tagtäglich in einem Drahtwerk arbeiten, wird er auf großes Interesse stoßen.

JAHRGANG 9 20. MÄRZ 1958

5

Hausfrauentag: Berechtigte Fragen

+

Durch Offenheit Verständnis wecken

+

Die Verantwortung
von Wissenschaft und Technik

+

Paul Finet

+

Drahtige Geschichte

+

Viele Kollegen nahmen den Spaten
in die Hand

+

Wer mitdenkt, verdient mehr Geld

+

„Jeder spielt aktiv mit!“

ECHO DER ARBEIT

Herausgeber: Hüttenwerk Oberhausen Aktiengesellschaft, Verantwortlich: Direktor Karl Strohmenger. Redaktion: Karl-Heinz Sauerland und Manfred Okroy, Oberhausen (Rheinland), Essener Straße 66 (Hauptverwaltung). ECHO DER ARBEIT ist eine zweimal monatlich erscheinende Werkzeitschrift für die Mitarbeiter der Hüttenwerk Oberhausen AG. Die Zustellung erfolgt kostenlos. — Herstellung: Vereinigte Verlagsanstalten, Oberhausen (Rhld.). Klischees: Vignold, Essen.

Liebe deine Feinde – das macht sie rasend

Von J. P. McEvoy

Na ja, vielleicht nicht gerade rasend, aber auf die Palme bringt es sie ganz bestimmt. Jedenfalls kann man eine Menge Kraft sinnlos vergeuden, wenn man zu seinen Feinden ekelhaft ist. Vor Jahren schon hat ein weiser alter Philosoph gesagt: „Wenn du deine Arbeit tust und deinen Feind in Ruhe läßt, findet sich bestimmt ein anderer, der ihm eines Tages an deiner Statt eins auswischt.“

Angenommen aber, dein Feind läßt dich nicht in Ruhe? Was dann? Du kannst es machen wie der Mann, der die Grenze seiner neuen Besitzung abging und dabei seinen Nachbarn traf. „Ich will Ihnen das Herz nicht schwer machen“, sagte der Nachbar. „Aber Sie haben sich mit dem Boden hier auch einen Prozeß mit mir eingehandelt. Ihr Zaun steht drei Meter auf meinem Grund.“

So pflegen Feinden anzufangen, die dann Jahrhunderte dauern und Generationen zu Feinden machen. „Gute Zäune machen gute Nachbarn“, hat der Dichter Robert Frost geschrieben; wirksamer aber als selbst gute Zäune sind gute Grenzsteine.

Der neue Besitzer lächelte. „Ich gedachte hier freundliche Nachbarn zu finden, und das werde ich auch. Daran können Sie mich nicht hindern. Setzen Sie den Zaun, wohin Sie ihn haben wollen, und schicken Sie mir die Rechnung. Dann sind Sie zufrieden, und mir ist es recht.“

Der Zaun ist, heißt es, nie versetzt worden, und der potentielle Feind war wie umgewandelt. Er lief umher und führte Selbstgespräche. Er verstand die Welt nicht mehr. Später wurde er dann ein etwas verdutzter, aber freundlicher Nachbar.

Feinde gibt es in allen Sorten, und wer etwas von seinem Leben haben will, muß lernen, sie auseinanderzuhalten — damit man um sie herumplügen kann wie der Bauer um einen Wurzelstock — oder sie loszuwerden, indem man sie zu Freunden macht.

Gelegentlich aber gerät man an einen wirklich bösen Feind, einen, dem man weder untendurch noch drüberweg noch drumherum aus dem Weg gehen kann, und der auch nicht geliebt zu werden wünscht.

Zu einem Zeitungsverleger kam einmal ein von ihm besonders geschätzter Chefredakteur, der außer sich vor Wut erklärte: „So geht das nicht weiter. Ich habe es jetzt jahrelang versucht: mit diesem Patentkel in der Buchhaltung ist einfach nicht auszukommen. Entweder er geht, oder ich gehe. Das ist mein letztes Wort.“

„Sie haben völlig recht“, erwiderte der Verleger gleichmütig seinem wütenden Redakteur, „ich wundere mich keinen Augenblick, daß Sie mit diesem Mann nicht auskommen können. Er ist ein seltenes Phänomen, ein hundertprozentiges Patentkel. Aber wir brauchen ihn. Sie sind zu ersetzen. Er nicht.“ In diesem Fall war es der Redakteur, der rasend wurde.

Und schließlich gibt es noch den Allerweltstyp, den ganz gewöhnlichen Feind, der sich gar nicht für einen Feind hält und auch in Wahrheit niemandes Feind sein will. Er ist nicht auf dich böse; auf die ganze Welt ist er böse, und du läufst arglos auf seinem privaten Schlachtfeld herum, trittst auf Minen und gerätst in Feuerüberfälle, die dir gar nicht gelten.

Lassen Sie mich von einem solchen Fall erzählen. Sie war die schwarzäugige Tochter unseres Dorfrriseurs, eine kleine, ungestüme Gina Lollobrigida im Taschenformat. Ich hatte vor einigen Jahren meine beiden kleinen Mädchen von Kuba mit in die Vereinigten Staaten gebracht und sie in eine amerikanische Schule geschickt. Sie sprachen damals beide eine recht eigenwillige Sprache, weder englisch noch spanisch — und ihre sechs- und siebenjährigen Schulfreunde machten ihnen deswegen natürlich das Leben sauer, allen voran „Lollo“, die älter war und Anführerin der Bande der bösen Biester.

Pat und Peggy kamen nahezu jeden Tag heulend nach Hause, und ich beschloß, sie aufzuheitern. „Wir wollen eine Gesellschaft geben“, sagte ich. Pats und Peggys Tränen verschwanden wie durch Zauberei. Sie hatten sofort die herrlichsten Einfälle. „Eiscreme, Tortel Und große rote Luftballons!“ „Und eure Freundinnen und Freunde?“ Da kamen die Tränen wieder. „Wir haben doch keine Freunde“, plärrte Pat, und Peggy jammerte: „Nur Feinde.“

Da hatte ich eine meiner seltenen Inspirationen, „Wir geben eine Feindeparty. Wir laden alle eure Feinde ein — die schlimmsten zuerst — und stopfen sie voll mit Eiscreme und Torte und geben ihnen große rote Luftballons mit nach Haus.“

Pat und Peggy sahen sich vielsagend an, und die eine sagte mit ausdrucksvoller Geste: „Qué pasa al viejo?“ (Was ist nur mit dem Alten los?)

Die speziell für Kindergesellschaften zuständigen Schutzengel müssen entzückt gewesen sein; die „Feindeparty“ war ein toller, seliger Erfolg, und die sich am besten amüsierte, das war die größte Feindin, die kleine „Lollo“, die sich vor Vergnügen kreischend auf dem Teppich wälzte.

Pat und Peggy kamen nie wieder weinend aus der Schule. Aus ihrer größten Feindin war ihre zuverlässigste Beschützerin geworden. Niemand wagte gegen sie auch nur den Finger zu heben... Klein-„Lollo“ hätte ihn abgebissen, sofort.

Eines Tages besuchte mich „Lollos“ Vater. „Ich wollte mich bei Ihnen bedanken, daß Sie meine Kleine eingeladen haben“, sagte er. Und setzte verwundert hinzu: „Warum eigentlich?“

„Weshalb denn nicht?“ erwiderte ich. „Sie ist eine Schulkameradin, und sie mag Eiscreme, Torte und große rote Luftballons wie andere kleine Mädchen auch. Stimmt’s?“

„Das schon“, meinte er, „aber wissen Sie was? Es hat sie noch nie jemand zu sich eingeladen. Warum?“

Gut gefragt! Läßt man die „Lollos“ links liegen, weil sie Feinde sind, oder sind sie Feinde, weil man sie links liegenläßt? Über diese Frage ist schon viel nachgedacht worden, dabei hat der Große Lehrmeister sie längst beantwortet: „Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; tut wohl denen, die euch hassen...“

(Aus Reader's Digest)

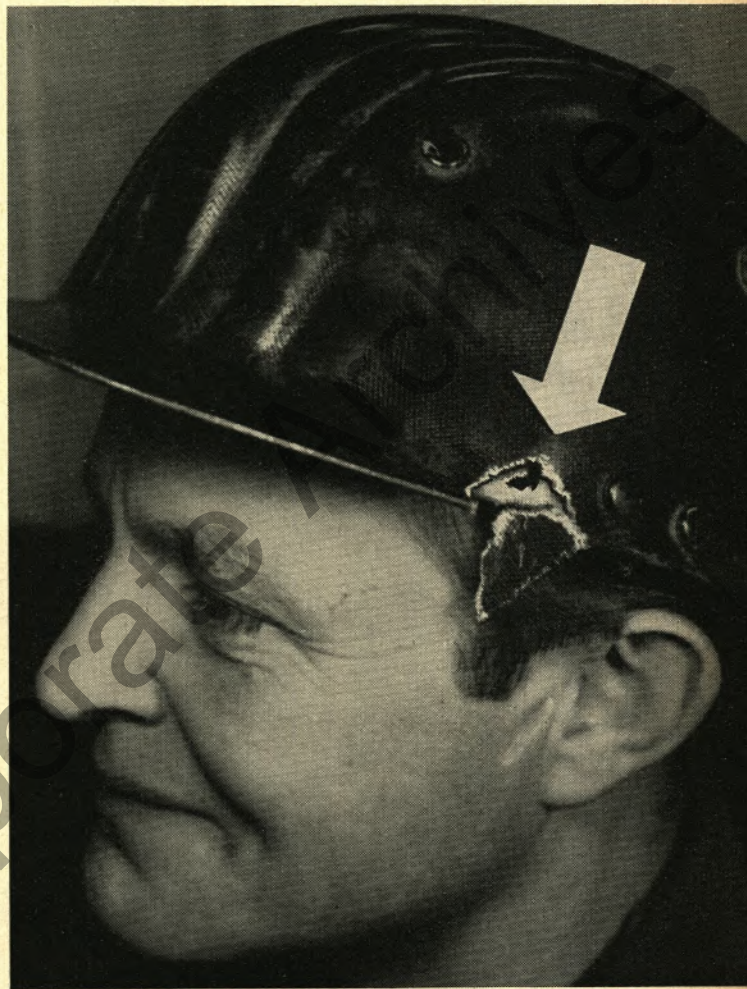


▲ Kurz vor ihrer Abreise nach Paris besichtigte eine Gruppe führender französischer Persönlichkeiten unser Werk. Unser Bild zeigt die Besucher — leitende Herren aus Verwaltung und Bankwesen der überseeischen Besitzungen Frankreichs — mit Betriebsdirektor Behrendt (ganz links) im Gespräch über das Werk und seine Produktion.

Das war ein Volltreffer: eine gemeinsame Prämie von 1200 DM erhielten für ihren Vorschlag die Kollegen (von links nach rechts): Heinrich Schostek, Paul Lipinski, Otto Pijahn und Christof Stock. Sie entwickelten einen kräftigen Formstein, der die Blasedeckel der Roheisenpfannen erheblich haltbarer macht. Vorarbeiter Otto Pijahn konstruierte zudem einen Flacheisenring, der an Stelle der Randwinkel in die 55-t-Roheisenpfannen eingezogen wird. Hierfür erhielt er allein eine Prämie von 1500 DM. Mildenken lohnt sich wirklich! Vielleicht versuchen Sie es auch mal!

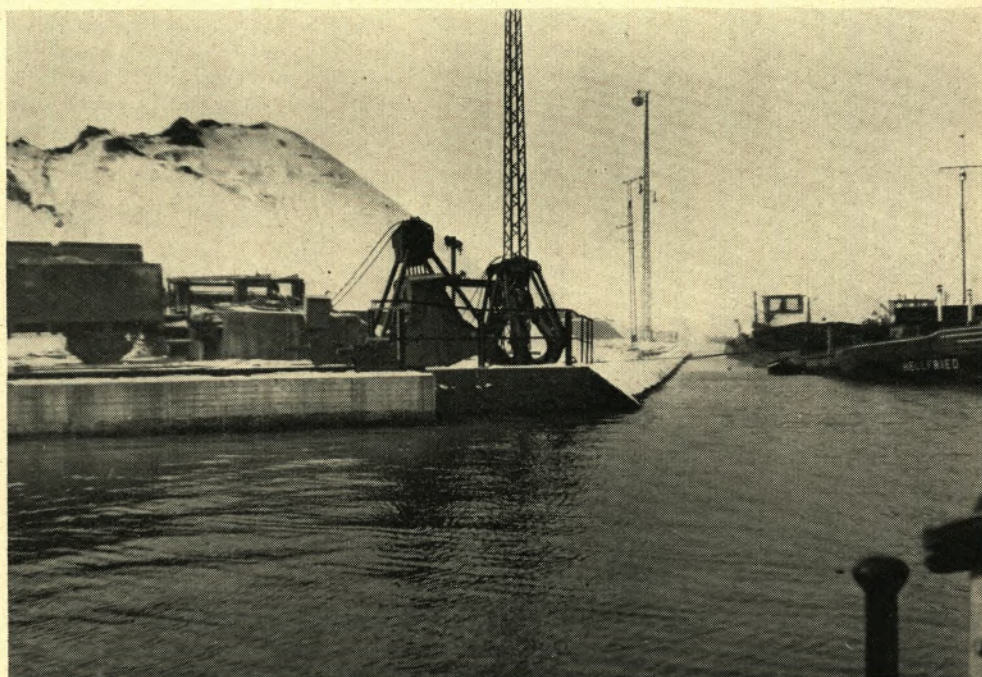
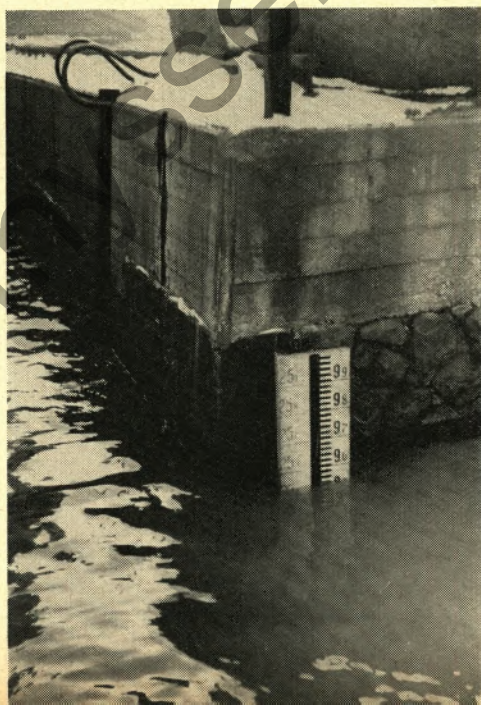


Schnappschüsse



▲ Noch einmal davongekommen ist Harry Nessmann aus dem Martinwerk, weil er einen Schutzhelm trug. Als er unter dem Ofen 4 im Martinwerk II einen Stahlbären entfernen wollte, fiel aus 6 m Höhe von der Ofenbühne eine 5 kg schwere Spitze herunter und traf ihn am Kopf. Die Spitze durchschlug den Schutzhelm seitlich, zerriß die Schaumgummipolsterung und wurde dann durch den Stahlreifen im Helminnern aufgehalten. Also: mit Helm ist sicherer! Tragen Sie einen!

Der Rhein führte Hochwasser! Bilder von überfluteten Uferstraßen in Bonn und Köln gingen durch Wochenschau und Presse. Auch in Walsum stieg das Wasser un-aufhaltsam. Fast 9,6 Meter zeigte der Pegel (unten links). Die Kaimauern waren jedoch noch nicht überflutet. Die Arbeiten im Hafen gingen ohne Störungen weiter.



BERECHTIGTE FRAGEN

Das „Echo der Arbeit“ wird von vielen Kollegen gelesen, weil die Redaktion sich nicht scheut, auch delicate Fragen anzupacken und Stellung zu nehmen auch zu unpopulären Maßnahmen des Betriebes. Das scheint zur Erhaltung des gegenseitigen Vertrauens auch notwendig. Sei es bei der Frage der Arbeitszeitverkürzung, des Unfall- und Krankenstandes oder bei dem nicht immer leicht zu verstehenden Problem der betrieblichen Sozialpolitik, eine sachliche Aufklärung ist von den Kollegen immer begrüßt worden. Vergeblich aber haben wir in der letzten Ausgabe nach einer Stellungnahme zu der Fragebogenaktion hinsichtlich des Hausarbeitstages gesucht. Die Tageszeitungen standen in der vergangenen Woche voll davon. Es wird unserer Werkzeitung bestimmt nicht als Ehre angerechnet werden dürfen, wenn sich die Belegschaft über ein Problem, das die HOAG unmittelbar betrifft, ausschließlich aus den in ihrer Meinung nicht immer einhelligen Lokalzeitungen informieren muß. Wo bleibt die Aktualität des „Echo der Arbeit“ in bezug auf unser Werksgeschehen?

Hans Schönitz, Betriebsrat

Nun, wir hatten eigentlich nicht vor, in der Werkzeitschrift auf die Angelegenheit einzugehen. Nicht etwa, um einem „heißen Eisen“ bewußt aus dem Wege zu gehen, sondern weil wir der Ansicht sind, daß in der Öffentlichkeit bisher viel zuviel Wirbel um die Sache gemacht worden ist. Auf zwei Pressekonferenzen haben sowohl der DGB als auch der Arbeitgeberverband ihrer Auffassung Ausdruck verliehen; die DAG hat in einem Schreiben an die Vertrauens-Männer ihre Stellungnahme abgegeben, so daß es uns als nicht ratsam erschien, die Debatte um den Hausarbeitstag durch Betonung unseres Standpunktes erneut anzufachen. Wenn wir nun dennoch unsere Einstellung hier offen heraus vertreten, so geschieht dies einzig und allein, um in der Belegschaft keine falschen Vorstellungen aufkommen zu lassen, um die Dinge, die zur

Herausgabe des Fragebogens an die verheirateten Frauen führten, beim Namen zu nennen.

Man tut dies am besten, wenn man — wie Arbeitsdirektor Strohmenger in der letzten Belegschaftsversammlung — die Angelegenheit aus ihrer Entwicklung heraus betrachtet. Wie war es doch vor etwa 10 Jahren, als die normale Produktion wieder aufgenommen wurde? Die Höhe der Frauenlöhne lag erheblich unter dem Durchschnitt der Männerlöhne. Eine der ersten Maßnahmen, die die Werksleitung damals ergriff, war es, die Löhne der Frauen, dem Grundgesetz entsprechend, den Löhnen der Männer anzugleichen. Seit der Zeit gibt es keine ausgesprochenen Frauenlöhne mehr. Die Frauen bekommen dieselben Löhne wie die Männer. Das setzt andererseits natürlich eine entsprechende Leistung voraus.

Wenn die Leistung der einzelnen bei uns beschäftigten Frauen auch entsprechend sein mag, so darf im Zusammenhang aber trotzdem nicht übersehen werden, daß hier einige Vorbehalte bestehen. Denn die vorher getroffene Feststellung gilt nur soweit, wie die Frauen tatsächlich am Arbeitsgeschehen teilhaben, soweit sie also überhaupt an ihren Arbeitsplätzen anwesend sind. In Wirklichkeit aber liegen die Krankfeiertage der Frauen, insbesondere der verheirateten Frauen, im Durchschnitt mehr als doppelt so hoch wie die der Männer. Wenn nun noch das Bundesarbeitsgericht als höchststrichterliche Instanz entschieden hat, daß den berufstätigen Frauen nach dem Gesetz über den Hausarbeitstag ein bezahlter Hausarbeitstag je Monat auch dann zusteht, wenn nach durchgeführter Arbeitszeitverkürzung ihre wöchentliche Arbeitszeit nur 45 oder gar 40 Stunden beträgt, dann muß man den Unternehmensleitungen einräumen, daß sie sich dafür interessieren, daß mit dem bestehenden Gesetz kein Mißbrauch getrieben wird.

In diesem Sinne vertritt die Werksleitung den Standpunkt, daß einem Unternehmen das Recht zusteht, durch Befragung seiner weiblichen Belegschaftsangehörigen festzustellen, ob die Voraussetzungen für eine Inanspruchnahme des Hausarbeitstages vorliegen. Die Frage, ob die Form der Befragung zumutbar war, muß eindeutig damit beantwortet werden, daß der Fragebogen keineswegs darauf abgestellt war, die Würde der Frauen zu kränken. Es handelt sich nach Meinung der Werksleitung um durchaus berechnete Fragen, um festzustellen, ob ein Anspruch auf den Hausarbeitstag überhaupt gegeben ist. Schließlich geht es darum, daß das zum Schutze der Frauen erlassene Gesetz nicht mißbraucht wird, um also von vornherein denjenigen entgegenzutreten zu können, die es darauf abgesehen haben, im trüben zu fischen und sich auf Kosten der Allgemeinheit einen ihnen nicht zustehenden Vorteil verschaffen möchten.

-nd.

Durch Offenheit Verständnis wecken

Auch in diesem Jahr gab der Vorstand wieder eine eingehende Erläuterung der Bilanz des vergangenen Geschäftsjahres vor dem Betriebsrat und den Vertrauensleuten. Direktor Strohmenger betonte in seiner kurzen Einführung, daß dies durchaus keine stehende und weitverbreitete Einrichtung in der Schwerindustrie sei, daß man es aber bei uns für richtig erachte, auch und gerade den arbeitenden Menschen für die wirtschaftlichen Dinge zu interessieren und ihn darüber aufzuklären. Wo wird noch mit solcher Offenheit über Investitionen, Beteiligungen, Verbindlichkeiten oder Pensionsrückstellungen gesprochen, wie es Direktor Siering tat, als er die einzelnen Posten der Bilanz erläuterte? Wir können es uns ersparen, hierauf näher einzugehen, da wir in der vorletzten Ausgabe bereits eine ausführliche Bilanzanalyse gegeben haben. Das soll auch diesmal nicht der Hauptpunkt unserer Betrachtung sein, sondern herauszustellen bleibt in erster Linie die Freimütigkeit, mit der hier zwischen Vorstand, Betriebsräten und Vertrauensleuten diskutiert wurde. Zur Eröffnung der Diskussion erging von Direktor Strohmenger die ausdrückliche Aufforderung, zu welchem Punkt auch immer, Fragen zu stellen, die dann auch, soweit nur irgend möglich, in der sich recht lebhaft entwickelnden Diskussion beantwortet wurden. Die Werksleitung hofft, daß durch diese Aussprachen das Verständnis für die Entwicklung des Werkes, die allgemeine Marktlage und das Finanzwesen immer mehr gefördert wird und die Betriebsratsmitglieder und Vertrauensleute dieses Wissen um die Lage des Werkes an ihre Kameraden in den Betrieben weitergeben.

Dr. M. W.



DIE VERANTWORTUNG von Wissenschaft und Technik

Man spricht gerne vom technischen Zeitalter, in dem wir leben, und spezifiziert das sogar, etwa: das gegenwärtige Maschinenzeitalter, das anbrechende Atomzeitalter. Wenn man einer solchen Kennzeichnung unter Betonung des Technischen beipflichten soll, so ist das nur möglich, wenn das Gesamtbild des Menschen durch diese sachlichen Attribute bestimmt und bezeichnet wäre; mit anderen Worten, wenn die Technik das formende Element des menschlichen Lebens ist.

Das aber ist bei denjenigen Völkern, in welchen noch etwas von dem Geist der Wissenschaft erhalten blieb, aus dem die Technik sich entwickelt hat, nicht — vielleicht noch nicht — der Fall. Allein die Tatsache einer Besinnung auf die Beziehung zwischen Mensch und Technik zeigt das ja schon; sie soll aber auch eine zukünftige Entwicklung solcher Art vermeiden. Von dem Verhalten des alten Chinesen, der den Eimer aus dem tiefen Brunnen mit der Hand, nicht mit der Winde zieht, damit in die Labung durch das Wasser nichts Nichtmenschliches eingeschaltet sei, über Goethes skurrile Altersabneigung gegen die Benutzung und die Benutzer einer Brille bis zur Verpönung des Genusses aller nicht „biologisch“ gedüngten Früchte des Feldes — es gibt zahlreiche engere und weitere dogmatisch bedingte Urteile oder Vorurteile zu unserer Frage.

Die Entwicklung dessen, was wir heute im ganzen Umfang unter „Technik“ verstehen, ist eine Folge der Entwicklung der Naturwissenschaften, welche jene allein ermöglichte. Die Technik ist die legitime Tochter der Naturwissenschaft.

Die Naturwissenschaft in dem Sinne, wie sie dort seit 350 Jahren geliebt wird, ist aber die unmittelbare Folge des Humanismus; sie ist aus dem Geist des Humanismus geboren und hat durch Kepler die humanistische Prägung erfahren, die im Grunde heute noch unverwisch ist — fast möchte ich sagen, wie der Eid des Hippokrates in der Medizin. Die Technik hat durch ihre materiellen Mittel die Werte des humanistischen Denkens erst zur Entfaltung, zur weltweiten Wirkung gebracht. Andererseits erhielt und erhält die Naturwissenschaft von den Geisteswissenschaften unschätzbare Impulse; wir brauchen nur darauf hinzuweisen, daß Philosophie und Physik, Philosophie und Biologie — sei es durch gegenseitige Kritik, sei es durch wechselseitige Hilfe — immer eng verbunden waren und sind.

Entfernt sich die Naturwissenschaft von der Geisteswissenschaft, so verliert sie und die Technik genauso ihren Nährboden, wie eine Geisteswissenschaft ohne die Beachtung der naturwissenschaftlichen Erkenntnisse zur substanzlosen Träumerei wird.

Die Forschung rein als Betätigung des Geistes, unabhängig vom Gebiet der Forschung, schafft nicht „die technischen Möglichkeiten“, sondern die Möglichkeit einer Technik als Hilfe für den Menschen, für seine geistige und seine materielle Fortentwicklung. Deshalb ist die Forschung von heute die Technik von morgen.

Die vom Humanismus befruchtete und zuerst in den Geisteswissenschaften geförderte Entwicklung ethischer Werte wurde von den Naturwissenschaften mehr und mehr unterstützt, indem diese nicht nur selbst neue ethische Werte entwickelten, sondern wiederum durch die Technik die Erfüllung ethischer Forderungen überhaupt erst ermöglichten.

Es ist eine müßige Frage, ob die Idee des Menschenwürdigen aus den Geistes- oder den Naturwissenschaften kommt; sicher ist, daß das, was wir heute als menschenwürdiges Leben anstreben, ohne Technik ein unwirklicher Begriff geblieben wäre. Und ebenso sicher erscheint uns aus der Geschichte der Vergangenheit und der Gegenwart, daß ein die geistigen Bereiche vernachlässigendes technisiertes Leben des Menschen nicht würdig ist. Ersteres erhalten, letzteres vermeiden — so erhoffen wir die Entwicklung von Technik und Mensch. Unsere Vorstellungen von Humanität in allen Verzweigungen, tätige Hilfe und von ihr geprägtes soziales Leben sind ohne die Technik nicht realisierbar. Die Phase der Physik und Biologie, welche wir erleben, zeigt uns aber noch mehr; sie liefert Erkenntnisse, welche uns befähigen, nicht nur die Zukunft zu gestalten, sondern in den Fortbestand der Menschheit einzugreifen — und wir haben aus den vergangenen Jahrhunderten und Jahrtausenden wie aus der Gegenwart genug Beispiele, daß angebliche geistige Ideale die Menschen alle Rücksicht auf die Ethik vergessen lassen; es genügt, Glaubenskriege, Ketzerverfolgungen, Hexenverbrennungen, Nationalismus zu erwähnen.

Entfernen sich jetzt Geisteswissenschaft und Naturwissenschaft und damit die Technik von der Ethik, so wird die Forschung von heute das Ende der Menschheit von morgen sein.

Paul Finet

vom
Metallarbeiter
zum
Präsidenten
der Montanunion



Dreimal mußte der Termin verschoben werden, ehe diese Unterredung zustande kam: der Präsident der Hohen Behörde der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl, dessen Terminkalender ohnehin keine freie Rubrik enthält, ist in diesen Tagen „vollauf besetzt“, wie uns sein Vorzimmer zu verstehen gab. Zu den vielen prominenten Besuchern, den Männern von Kohle und Stahl aus den sechs Ländern der Montanunion kommen jetzt die Präsidenten des Gemeinsamen Marktes und von EURATOM hinzu, die bei dem älteren Mitglied der europäischen Wirtschaftsfamilie Rat suchen. So mußte der neue Präsident Paul Finet seine Mittagspause opfern, um während eines einstündigen Gesprächs aus seinem Leben zu erzählen und unsere Fragen zu beantworten.

Von seinem Arbeitszimmer im Hauptquartier der Hohen Behörde am Metzger Platz in Luxemburg blickt man auf das steilufrige Tal der Petrusse, über die sich in 46 Meter Höhe die imposante Adolphbrücke spannt. Auf seinem Stahlschreibtisch, an dem vor ihm die Franzosen Jean Monnet und Rene Mayer saßen, türmt sich ein Berg gefüllter Zigarettenschachteln mit den gängigen Marken Westeuropas. Mit einer freundlichen Ironie in den hellen Augen fordert er uns zur Auswahl auf: „Der Gemeinsame Markt des Tabaks en miniature“.

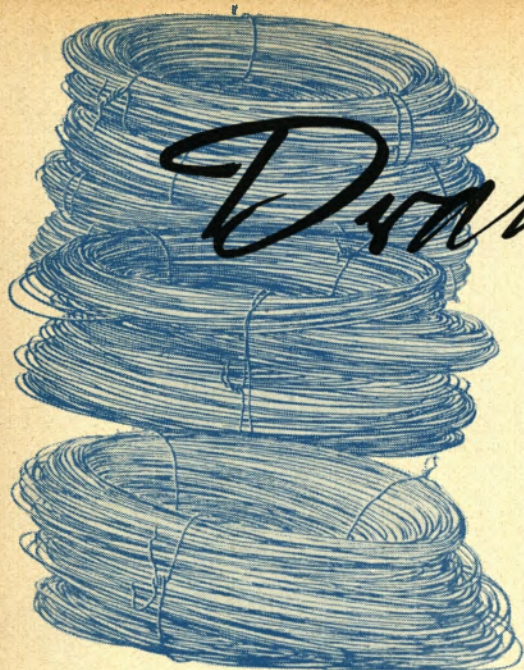
Auf seinem Schreibtisch steht aber auch neben dem Korb für Ausgänge eine Grubenlampe, ein Geschenk seiner früheren Arbeitskameraden aus Charleroi, die ihn einen „einfachen und stets hilfsbereiten Freund“ nennen. Dort liegt Montignies-sur-Sambre, wo er am 4. November 1897 als Sohn eines Stahlarbeiters geboren wurde. „Meine Heimat ähnelt dem Land zwischen Rhein und Ruhr — die Sambre ist unsere Ruhr, wenn auch nicht so bedeutend.“ Es ist Belgiens Industrierevier mit Zechen, Hütten und Stahlwerken. In der Rohstahlerzeugung und Steinkohlenförderung nimmt Belgien den dritten Platz in der Montanunion ein.

Schon früh begegnet dem kleinen Paul der Ernst des Lebens. Nach dem Besuch der Volks- und Mittelschule mußte er bereits mit 15 Jahren zum täglichen Brot der Familie beisteuern. Der Vater nahm ihn mit in die „Usine Sambre et Moselle“, die ihn zunächst als Büroboten beschäftigte. Als er mit 19 Jahren den Vater durch einen Betriebsunfall verlor, mußte er seine Lehre in einer Lokomotivwerkstatt abbrechen, um als Maurergehilfe, Gärtner und schließlich als Metallarbeiter die Familie zu ernähren. In jenen Jahren nahm der strebsame junge Wallone Kontakte zur Gewerkschaft auf, bei der er vom Ortssekretär bis zum ersten Präsidenten des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften avancierte, der sich 1949 in London als Gegenorganisation zum kommunistisch kontrollierten Weltgewerkschaftsbund konstituiert hatte. Während des zweiten Weltkrieges war er der belgischen Exilregierung in die britische Hauptstadt gefolgt und sprach von dort als ihr Sozialberater über den Rundfunk zu seinen Landsleuten.

Seit dem 10. August 1952 ist Paul Finet Mitglied der Hohen Behörde. Er wurde nicht von den Regierungen ernannt, sondern als neuntes Mitglied auf Grund der Vertragsbestimmungen hinzugewählt („kooptiert“). Keiner war daher mehr überrascht als er, als ihn der Ministerrat Anfang dieses Jahres zum Präsidenten der Hohen Behörde ernannte. Zwei Jahre beträgt die Amtsdauer des Präsidenten, der „im Rahmen der von der Hohen Behörde erlassenen allgemeinen Organisationsanordnung die Dienststellen der Hohen Behörde zu verwalten und für die Durchführung ihrer Beschlüsse zu sorgen“ hat. Der Präsident, der in diesem supranationalen Kollegium die Stellung eines „Primus inter pares“ innehat, kann wiedergewählt werden. Nach der Bedeutung seiner Vorgänger für die europäische Integration befragt, findet Finet anerkennende Worte für Monnet und Mayer. „Sie sind zugleich außergewöhnlich und beispielhaft gewesen. Beide werden uns fehlen. Aber ihr Beispiel wird mich immer beeinflussen. Auf ihren neuen Posten werden sie der Hohen Behörde als treueste Diener des europäischen Ideals zur Verfügung stehen. Auch Etzels Leistungen als Vizepräsident und seine europäische Einstellung sind für uns von unschätzbarem Wert.“

Befürchtungen gewisser Kreise, daß als Folge der Präsidentschaft eines Gewerkschaftsführers künftig die Sozialpolitik im Vordergrund der Arbeit der Hohen Behörde stehen würde, weist Finet zurück, indem er die dritte Zigarette anzündet. „Maßgebend für uns ist die Erfüllung des Vertrages, der alle Gebiete gleich stark berücksichtigt wissen will.“ Allerdings stimmt er mit seinen Präsidenten-Kollegen Armand und Hallstein überein, daß Gelingen oder Mißerfolg der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft davon abhängt, wie ihre wirtschaftlichen Erfolge es ihr ermöglichen, die sozialen Ziele zu erreichen. „Europa schaffen heißt: den Arbeitnehmern der Gemeinschaft einen Lebensstandard geben, den sie nie erreicht hätten, wenn ihre Länder getrennt geblieben wären.“

W. R. Schloesser



Drahtige Geschichte

Wem bedeutet Draht wohl etwas Besonderes, wenn er nicht gerade beruflich damit zu tun hat? Und doch ist Draht wichtig über alle Maßen. Weder Bergbau noch Schifffahrt, weder Landwirtschaft noch die vielen Dinge des häuslichen Bedarfs wären denkbar ohne Draht. Was wäre mit dem Beton der Autobahnen und der Wolkenkratzer, gäbe es kein Baustahlgewebe? Nägel, Schrauben, Nieten, Ketten — was hielte zusammen ohne sie! Es lohnt sich daher, einmal kurz auf die Entwicklungsgeschichte des Drahtes einzugehen. Der Draht verdient Achtung, denn die Menschheit hat mit Hilfe der Technik Fleiß und Tüchtigkeit darauf verwendet, ihn zu einem preiswerten und vollkommenen Produkt zu entwickeln.

Die ersten Metalldrähte wurden vermutlich mit dem Hammer geschmiedet. Homer weiß in der griechischen Sage zu berichten, daß Hephästus, der Gott der Schmiedekunst, zu seiner Esse ging, den Hammer ergriff und aus dem Amboss ein Netz „so fein wie Spinnwebewebe“ schmiedete, das er um das Liebespaar Ares und Aphrodite zu schlingen gedachte. Doch daß es jemals möglich gewesen ist, einen solch spinnwebartigen Draht auf dem Amboss herzustellen, scheint kaum glaubhaft; auch wenn der Schmiedegott höchstpersönlich den Hammer geschwungen haben mag. So jedenfalls schreibt der Römer Ovid, ein knappes Jahrtausend nach Homer, Hephästus habe seinen Draht „nova ratione“ hergestellt, im „neuen Geiste“, gewissermaßen also nach den letzten Erkenntnissen der Technik. Und die Wissenschaft bestätigte inzwischen, was der Dichter da Unglaubliches meldete: Archäologen wiesen an alten Werkstücken die Spuren eines Gerätes nach, dessen sich die Drahtmacher des Altertums bedient haben.

Im Grunde handelt es sich dabei um eine sehr einfache Sache, nämlich um ein Eisenstück mit einem Loch in der Mitte. Durch dieses Loch im sogenannten Ziehheisen steckten die alten Drahtwerker ein Stück angespitzten Metalles und zogen mit aller Kraft an dem hervorspringenden Ende. Aus dem Loch, dem „Ziehhol“, sprang alsdann wie aus einer Düse ein dünner, gleichmäßiger Metallstrahl hervor. Draht mit einem Wort. Drahtfunde, die aus der Zeit der ersten ägyptischen Dynastie stammen, also annähernd fünftausend Jahre alt sind, sind bereits so gleichmäßig, daß man sie für gezogen halten muß.

Wann es mit der Drahtzieherei in Deutschland seinen Anfang genommen hat, ist unbekannt. Galische und frühmittelalterliche Ziehheisen mit wahllos angeordneten Löchern sind in Frankreich gefunden worden, ein Ziehheisen aus der Wikingerzeit wurde in Norwegen ausgegraben. Fest steht nur, daß die Drahtzieherei im Mittelalter besonders in Nürnberg und in Augsburg ihre Blütezeit hatte.

Der mittelalterliche Drahtzieher ging von einem Eisenstück von 250 bis 350 Gramm Gewicht aus, das er zunächst von Hand zu einem 5 mm dicken Rundeseisen aus-

wendete man bei Edelmetallen und Kupfer die Ziehbank mit Schleppzange, eine Vorrichtung, wie sie in zwei verschiedenen Ausführungen auf der unteren Abbildung zu erkennen ist. Zum Ziehen des härteren Eisens benutzte man eine kräftigere Vorrichtung, die Schocke. Der Schockenzieher saß in

seiner Werkstatt auf einer an der Decke hängenden Schocke (Schaukel), die sowohl auf dem mittleren als auch auf dem unteren Bild dargestellt wird. Vor ihm befand sich das fest in einem Holzklotz eingesetzte Ziehheisen. Indem er sich in seinem Schaukelsitz mit dem Fuß nach hinten stemmte und den Kör-

per zurückwarf, zog er den mit der Zange gefaßten Draht mit jedem Ruck etwa 25 bis 30 Zentimeter vor. So zog er das geschmiedete Rundeseisen unter dauerndem Nachgreifen mit der Zange in mehreren Zügen zu einem etwa zehn bis fünfzehn Meter langen Draht von zwei bis drei Millimeter Durchmesser aus. Während der Arbeit wurde das Material wiederholt ausgeglüht, zuerst unmittelbar in einem Kohlenfeuer, dann in einem Eisentopf. Dieses Ziehverfahren war zwar langwierig, aber wegen der kurzen Züge riß der Draht nicht so leicht wie bei anderen Verfahren. Allerdings erhielt der Draht bei jedem Nachgreifen mit der Zange einen Zangenbiß.

Der Schockenzieher übergab den Draht zum Feinziehen dem „Leirenzieher“; dieser zog den Draht mit der Leier weiter aus, indem er das aus dem Ziehloch herauskommende Material auf eine Spule wickelte, die senkrecht auf seinem Arbeitstisch angebracht war. Einen solchen Leirentisch sieht man rechts unten auf der erwähnten Abbildung. Leier ist eigentlich eine Kurbel, wie sie auch vom „Leierkasten“ her bekannt ist.

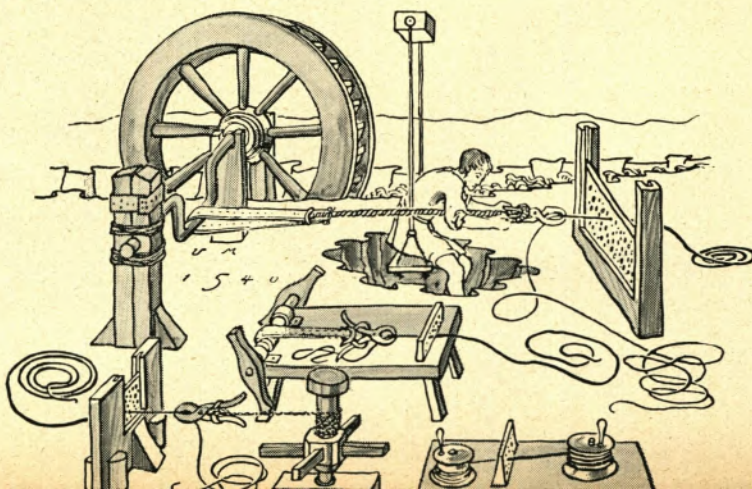
Die Leirenzieher blieben bis weit in die neuere Zeit beim Handbetrieb, weil ihre Arbeit nicht sehr anstrengend war. Dagegen kam beim Schockenziehen schon vor 1350 die Wasserkraft zur Anwendung. In den Waldtälern entstanden die sogenannten Drahtmühlen.

Dies war übrigens die Zeit, in der die Nürnberger und Augsburger Drahtzieher, die mit dem Eisen der Oberpfalz arbeiteten, durch die des Sauerlandes überflügelt wurden. Seitdem hat die Drahtzieherei in Deutschland ihre Heimat in Westfalen gefunden. Ausreichende Erzkorkommen, Holzköhlerie in großen Stille und eine Vielzahl von Bächen als unerschöpfliche Was-



▲ Drahtherstellung im Mittelalter, nach einer Darstellung aus dem Jahre 1418. Der Drahtzieher saß auf einer Schaukel, damals Schocke genannt, das ersparte ihm das Vorbeugen und Zurückziehen des Körpers, wenn er den Draht jeweils um 25–30 cm durch das Eisen zog.

Mittelalterliche Drahtzieherei mit Wassermühlentrieb und Schaukel, nach einem alten Holzschnitt gezeichnet. In der Mitte sowie unten links im Bild ist eine Ziehbank mit Schleppzange zu sehen, rechts unten ein alter Leirentisch.



serkraft bildeten hier eine ideale Basis, und die Sauerländer selbst, ein dickköpfiger und gewitzter, kraftvoller und zu einem seghaften Bauern- und Handwerkerum geneigter Menschenschlag, wußten die Tugenden ihrer Heimat zu schätzen.

Es gehörte zur besten Tradition der sauerländischen Bauernhöfe, daß man neben der Landwirtschaft auch Rennfeuer unterhielt, in denen ein Gemisch aus Raseneisenerz und Holzkohle zu Roheisen, zu „Osemund“ gebacken und ausgeschmiedet wurde, und bald entwickelte sich in und rund um Lüdenscheid, Altena und Iserlohn die Drahtzieherei zu einer gußfließenden Klein- und Heimindustrie. Die von den Rittlern getragenen Panzerhemden, die aus lauter kleinen, genieteten Drahtringen bestanden, wurden im Sauerland sozusagen „in Konfektion“ hergestellt.

Die Zöger bildeten eine Art Zunft; sie mußten den Verbleibenseid schwören. An der Spitze solcher Organisationen standen die „Klövmester“; ursprünglich waren das diejenigen Leute, die den Draht vor dem Versand zu prüfen hatten. Zur Messung der Drahtdicke benutzten sie die Klove oder Klinken, eine Art Schlüssel mit Einschnitten im Bart, in die der Draht hineinpasse mußte. Den Versand übernahmen vielfach die Bäcker, die offenbar wegen der ungenügenden Getreideerzeugung in der näheren Umgebung viel unterwegs waren, um Getreide einzukaufen. Sie nahmen den Draht auf ihren Wagen mit und verkauften ihn in Dortmund, Hagen oder anderswo. So kamen schließlich die Reider auf, d. h. Unternehmer, denen das Fertigmachen der Ware oblag. Wir kennen das Wort heute nur noch in der Bezeichnung „Schiffsreeder“. Die be-

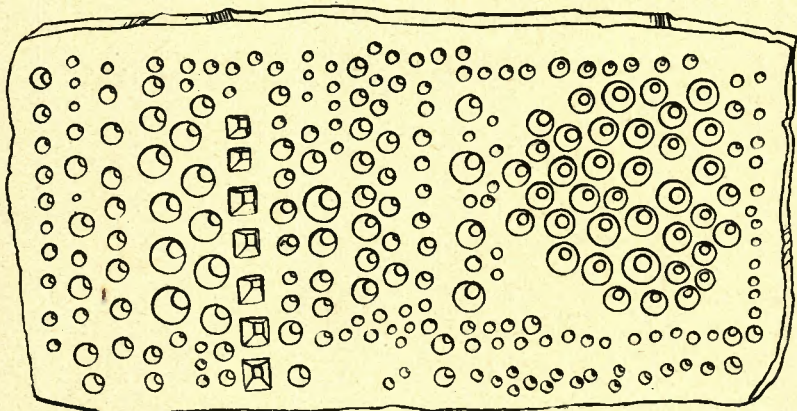
nach den traditionellen Regeln der Reidemeister-Zünfte nicht mehr zu lösen war. Schon früh waren einzelne Drahtmühlen dazu übergegangen, sich zu genossenschaftlichen Organisationen, „Roller“ oder auch „Stapel“ genannt, zusammenzuschließen. Im Anfang des 18. Jahrhunderts gab es im Sauerland etwa zweihundert solcher Roller. Der zunehmende Wettbewerb brachte es mit sich, daß die Drahthersteller sich spezialisierten. Nicht nur einzelne Drahtmühlen, sondern ganze Landschaften stärkten durch freiwillige Selbstbeschränkung ihre Produktionskraft: Die drei Hauptstädte des sauerländischen Drahtes einigten sich dahin, daß Lüdenscheid nur noch groben Draht, Altena mittelfeinen und Iserlohn die feinen Sorten produzieren sollte.

Trotz allem aber konnten die sauerländischen Kleinbetriebe auf die Dauer nicht konkurrenzfähig bleiben. Die Zeit der napoleonischen Besetzung Preußens hatte mit den Regeln der in ihrer Allmacht erstarrten Zünfte aufgeräumt; das beginnende Industriezeitalter zeichnete sich ab. Es war die Zeit, als an der Ruhr die ersten Kokshochöfen in Betrieb genommen wurden, als überall die Schornsteine neuer Industrien aus dem Boden schossen. So wurden im Ruhrgebiet Drahtwerke gegründet, deren Standortwahl maßgeblich beeinflusst wurde durch das Vorhandensein von Kohlenzechen und Eisenhütten. Diese neuen Werke wuchsen an Umfang und Bedeutung bald über den Rahmen der bisherigen Klein- und Mittelbetriebe hinaus.

So entstand neben der Oberhausener Drahtstraße 1870 unser Drahtwerk in Schalke, heute zur Stadt Gelsenkirchen gehörend. Unter den Gründern befanden sich der erfahrene Drahtfachmann Wilhelm Boecker, der in Kreuztal bei Siegen als Direktor tätig war,

und die bekannten Industriellen Friedrich Grillo und Gustav Poensgen. Die Leitung des neuen Werkes wurde Wilhelm Boecker übertragen. Der Firmennamen lautete „Boecker u. Comp., Commanditgesellschaft“.

Unter der Leitung von W. Boecker nahm das Werk einen von Jahr zu Jahr steigenden Aufschwung, wobei insbesondere auf Wertarbeit und auf eine Ausweitung des Erzeugungsprogramms gesehen wurde. Unterstützt wurde Boecker hierbei durch einen ausgewählten Stab tüchtiger Fachleute, die er aus der Heimat der Drahtindustrie, dem Sauerland, herbeigeht hatte. Um die Rohstoffgrundlage sicherzustellen, wurde die Firma Boecker u. Comp. im Jahre 1912 in den Verband der Gutehoffnungshütte eingegliedert, nachdem bereits 1910 ein Gemeinschaftsvertrag zwischen beiden Unternehmen abgeschlossen worden war. Dadurch wurde die Gewähr gegeben, daß das Rohmaterial seit Jahrzehnten in gleichbleibender Güte geliefert wird. Am 1. September 1951 wurde das Drahtwerk Gelsenkirchen bekanntlich in die aus dem GHH-Verband entflochtene Hüttenwerk Oberhausen AG überführt.



▲ Mittelalterliche Ziehseisen aus dem Heimatmuseum Altena. Solche Ziehseisen haben wahrscheinlich schon die alten Ägypter gekannt. Altertümliche Ziehseisen wurden außerdem bei Ausgrabungen in Frankreich und in Norwegen gefunden.

Nachdem nun die „Zöger“, wie man die Drahtzieher nannte, ihre bis dahin mühselig mit der Hand betriebenen Ziehbänke auf Wasserkraft umgestellt hatten, vervielfachte sich die Produktionskraft des Gewerbes. Immerhin aber wies der Draht, so wie er damals hergestellt wurde, keineswegs die Güte auf, wie sie heute von den Drähten verlangt wird. Außerdem konnte man nur Eisen-drähte ziehen, da die Ziehseisen für Stahldrähte wegen der starken Reibung nicht widerstandsfähig genug waren.

Jedenfalls sollte der Zufall auch hier wieder einmal zum Erfinder werden. Nach vielen vergeblichen Versuchen, die schließlich den Zorn der Drahtzieher heraufbeschworen, warf der Drahtwerker Johannes Cerdas aus Altena das Material voller Wut an einen Ort, wohin ansonsten jeder gelegentlich einmal „auf die Seite ging“. Durch einen Irrtum wurde der recht primitiv „behandelte“ Draht noch einmal verwandelt, und — o Wunder — der harte Stahldrath ließ sich ziehen. Das war um 1570. Es wird erzählt, daß in manchen Orten des Sauerlandes bis ins 19. Jahrhundert hinein intensive Sammelaktionen nach dem auf diese Weise entdeckten „Schmiermittel“ an der Tagesordnung waren.

Die Art der Drahtherstellung erfuhr erst im achtzehnten Jahrhundert eine grundsätzliche Wandlung, als man Draht zu walzen lernte. Bei Walzdraht liegt die untere Grenze bei 5 Millimeter. Die weitere Durchmesserverminderung geschieht durch Ziehen. Hier ein Blick in die Feindrahtzieherei des Werkes Gelsenkirchen.

Stahldrath ist der Rohstoff zu unzähligen Gebrauchsgegenständen; man webt ihn zu Bändern und Sieben, flicht ihn zu Geweben und Seilen von höchster Festigkeit und verformt ihn zu Nägeln, Stiften, Nadeln, Federn und Klammern. Bild: Grobdrahtzug in Gelsenkirchen.



Viele Kollegen nahmen den Spaten in die Hand

Zu den verschiedenen sozialen Aufgaben, die die Gutehoffnungshütte vor dem Weltkrieg durchführte, gehörte es auch, möglichst vielen Familien Gartenland zu geben. Zu diesem Zwecke wurden Grundstücksflächen in Parzellen aufgeteilt und an die Werksangehörigen verpachtet. Größere Flächen im Forsterbruch, im Holtener Bruch, im Bermensfeld und an der alten Emscher sind in der Zeit nach 1900, zum Teil sogar mit Dampfpflügen, urbar gemacht worden.

Bei Kriegsausbruch waren Geländeflächen von etwa 1270 Morgen an 600 Werksangehörige verpachtet. Als infolge des Krieges und der Blockade Deutschland immer mehr von der Lebensmittelzufuhr abgeschnitten wurde, erhielt diese soziale Maßnahme immer mehr Bedeutung. In den Kriegsjahren überließ man weiteren 1700 Familien Grundstücksflächen von etwa 375 Morgen pachtweise, um ihnen die Möglichkeit zu geben, für den Haushalt Gemüse zu ziehen oder Kleinvieh zu halten. Eine große Sorge bestand darin, diese Kleingartenbesitzer mit Saatgut und Düngemitteln zu versehen, da auf diesem Gebiete auch viele Engpässe bestanden. Es war deshalb erforderlich, die Kleingartenfreunde irgendwie zusammenzufassen.

In der schlimmsten Notzeit des Jahres 1918, als es für den einzelnen fast unmöglich wurde, Saatgut, Düngemittel und Kleinvieh zu beziehen, versammelten sich am 3. März 1918 15 Werksangehörige der GHH in der Wirtschaft Holt haus an der Essener Straße gegenüber der Zeche Oberhausen und gründeten den Gartenbauverein Gutehoffnungshütte. Die Direktion der Gutehoffnungshütte unterstützte dieses Vorhaben. Insbesondere setzte sich der damalige Direktor Woltmann für die Interessen dieses Gartenbauvereins stark ein. Schon im ersten Jahre nach der Gründung hatte der Gartenbauverein über 2000 Werksangehörige als Mitglieder aufgenommen.

Besondere Verdienste um den Aufbau des Vereins haben sich Philipp Leidecker von der Forst- und Grundstücksverwaltung, Peter Thomas vom Martinwerk Neu-Oberhausen und Johannes Knops vom Walzwerk Oberhausen erworben. Die Geschäftsführung lag von Anfang an bei der Forst- und Grundstücksverwaltung. Den Vorsitz des Vereins führte zunächst, und zwar bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1920, der damalige Leiter der Forst- und Grundstücksverwaltung, Müller. Am 1. April 1918 stellte die Gutehoffnungshütte den Obergärtner Niendorf ein. Zu seinen Dienstobliegenheiten gehörte neben der Einrichtung einer Lehrgärtnerei an der Sterkrader Straße die Aufgabe, die Mitglieder des Gartenbauvereins sachverständig zu beraten, für die richtige Bepflanzung der Gärten und für den gemeinsamen Bezug von Sämereien, Düngemitteln, zweckmäßigen Gartengeräten usw. zu sorgen. Die Gutehoffnungshütte überließ den Kleingärtnern in jedem Frühjahr den Düngen Ammoniak und Thomasmehl aus eigener Erzeugung zu verbilligten Preisen. 1923 sind erst-

malig Obstbaulehrgänge in Sterkrade und in Oberhausen eingerichtet worden.

Nach Beendigung des ersten Weltkrieges kam die Notzeit der Inflation. Immer mehr Werksangehörige schlossen sich dem Gartenbauverein an, der in dem Krisenjahr 1923 vor der Währungsumstellung 2989 Mitglieder hatte. Im Jahre 1926 löste Obergärtner Schenz Herrn Niendorf ab. Schenz hat an der weiteren Entwicklung des Gartenbauvereins maßgeblichen Anteil. In den Jahren nach der Währungsumstellung sank der Mitgliederbestand bis zum Jahre 1928 bis auf rund 1800, um dann bis zum Beginn des zweiten Weltkrieges langsam, aber stetig wieder anzusteigen. 1939 hatte der Verein rund 3500 Mitglieder.

Bereits mehrere Jahre nach der Gründung des Gartenbauvereins konnte die erste Zweiggruppe Lipperheidebaum ins Leben gerufen werden. Unter der Leitung von Konrad Knipp erhöhte sich der Mitgliederbestand dieser Vereinsgruppe bis auf 600 Kleingärtner. Zu Beginn der 20er Jahre ging der Gartenbauverein dazu über, Erntefeste und Ausstellungen von Gartenerzeugnissen mit Prämierungen zu veranstalten. Später wurden diese Prämierungen auch auf die bestbewirtschafteten Grundstücke ausgedehnt.

Wie immer in den Kriegs- und Krisenjahren stieg auch im zweiten Weltkrieg die Zahl der Mitglieder beim Gartenbauverein erheblich an. Um auch in den Genüssen der vom landwirtschaftlichen Ministerium vorgenommenen Zuteilun-

gen, insbesondere an Saatgut, zu kommen, hatte sich der Gartenbauverein während des letzten Krieges der Interessengemeinschaft der Rheinisch-Westfälischen Gartenbauvereine und Siedlergemeinschaften angeschlossen. In vierteljährlichen Abständen fanden Zusammenkünfte der Spitzen sämtlicher Gartenbauvereine im Landwirtschaftsministerium in Düsseldorf statt. Darüber hinaus bestand in der Zeit der großen Warenknappheit vor der Währungsumstellung die Möglichkeit, die benötigten Mengen an Saatgut und Düngemitteln sowie an Obstbäumen und Gartengeräten für die Mitglieder zu beschaffen.

Der Verein hat zur Zeit folgende Mitglieder:

Neue Hoffnung	2003 =	36 %
Hüttenwerk		
Oberhausen	1908 =	34 %
Gutehoffnungshütte	711 =	13 %
Invaliden, Rentner	948 =	17 %
	5570 =	100 %

Der Gartenbauverein hat sich in den letzten Jahren zu einem der großen Werksgartenbauvereine des Industriegebietes und des Bundesgebietes entwickelt. Das wäre aus eigenen Kräften nicht möglich gewesen. Erst mit Unterstützung der Gutehoffnungshütte und später der Nachfolgewerke, Gutehoffnungshütte Sterkrade AG, Bergbau-AG Neue Hoffnung und Hüttenwerk Oberhausen AG, durch Bereitstellen von Krediten, verbilligten Düngemitteln aus eigener Erzeugung und Überlassen von Räumen und Arbeitskräften für die Ausgabestellen war die ungewöhnliche Aufwärtsentwicklung möglich.

Lob für modernes Titelbild

Ich habe mich sehr gefreut als ich diesmal das „Echo der Arbeit“ (Ausgabe 2/3) bekam und das sehr schöne Titelbild sah, das ich persönlich für ganz ausgezeichnet halte. Wie Sie mit Recht ausführen, ist der farbliche Reiz, den es ausstrahlt, besonders gut. Ich glaube, ich sollte Ihnen gratulieren dafür, daß Sie das Wagnis eingegangen sind, den Umschlag einmal so modern zu gestalten. Ob er bei allen Belegschaftsmitgliedern ankommt? Es würde mich jedenfalls sehr interessieren.

M. Tihlsing
Düsseldorf

Besten Dank für das sehr schöne und wahre Titelbild der Ausgabe

vom 24. Februar 1958 sowie für die tröstenden Worte zur bevorstehenden Automatisierung. Wer aber ist das kuriose Ehepaar: Thea Klapheck — Berta Ripp aus der HOAG-Chronik? Geht diese Art von Gleichberechtigung nicht etwas zu weit? Das wüßte gern

F. Noll
Essen-Frintrop
Breukelmannshof 78

Anm. d. Red.: Diese Art von Gleichberechtigung ginge zweifellos etwas zu weit. Bei den zwei weiblichen Vornamen der beiden Ehepartner handelt es sich im ersten Falle um einen bedauerlichen Druckfehler, der sich leider immer einmal einschleichen kann. Natürlich muß es heißen: Theo Klapheck. Dennoch freuen wir uns, daß die Zeitschrift so aufmerksam gelesen wird.

Wer mitdenkt, verdient mehr Geld

Im Februar 1958 erhielten folgende Kollegen Geldprämien für ihre Mitarbeit am betrieblichen Vorschlagswesen:

Adolf Aigner, Maschinen- und Werkstättenbetrieb Stahl- und Walzwerke: Skala für Walzeneinstellung am 6. und 7. Walzgerüst der Kontistraße; Josef Becker, Martinwerke: Änderung der Böcke für die Aufnahme von Kokillenzangen bzw. Traversen; Hans Birk und Gottfried Prass, Wärmeabteilung: bessere Ofenföhrung durch Verlegung der Entnahmestellen zur Messung des Ofendrucks unter die Brenner; Karl Busch, Profilstraßen: Schutzvorrichtung gegen abreißen der Türschrauben an der Anstellvorrichtung der Blockstraßen; Karl Denne, Maschinen- und Werkstättenbetrieb Stahl- und Walzwerke: verbesserte Bolzensicherung am Schleppzug Ofen 19; Josef Ernek, Maschinen- und Werkstättenbetrieb Stahl- und Walzwerke: Maßnahme zum formgerechteren Schneiden an der Schere 850er-Straße; Karl Friese und Karl

Kempkes, Wärmeabteilung: Verbesserung der Entnahmeröhre für Abgasmessungen an den Tiefofen; Franz Grewe und Karl-Heinz Öynhausen, Maschinen- und Werkstättenbetrieb Stahl- und Walzwerke: Möglichkeit zur Sinterentfernung aus den Getriebebeschächten der 200-φ-Schere der Kontistraße; Heinrich Möllenbeck, Baubetrieb Hochöfen: Trage zum Transportieren der Kühlkästen; Robert Möllmann, Wärmeabteilung: verbessertes Probeentnahmerohr für die Entnahme von Abgasproben an Stoß- und Glühöfen; Karl-Heinz Öynhausen, Maschinen- und Werkstättenbetrieb Stahl- und Walzwerke: Vorrichtung zum einfachen Auflegen der Seile am alten Warmbett; Otto Pijahn, Stahlwerke Nebenbetriebe: Verbesserung des Pfannenrandes der Rohreisenpfannen; Heinrich Schostek, Paul Lipinski, Christof Stock und Otto Pijahn, Stahlwerke Nebenbetriebe: Verbesserung an den Blasedeckeln der Rohreisenpfannen; Karlheinz Schwab, Martin-

werke: Verwendung von „Japanern“ zum Heranschaffen von Ferromangan; Franz Schwemin, Profilstraßen: zweckmäßigere Anordnung der Signallampen und Schalter am Schaltpult der 550er-Straße; Karl Sonnek, Rechnungsprüfung: Zusammenfassung der Bestellungen und Rechnungen bei der Vergabe von Reparaturarbeiten; Reinhold Weber, Zementwerk: Arbeitserleichterung beim Beschicken der Mühlen mit neuen Mahlkörpern; Karl Feldhaus, Mehrfachzug Gelsenkirchen: Bandeisen zur Haltbarmachung von Kisten; Franz Boenigk, Seilerei Gelsenkirchen: drei Aschekästen an Stelle von Abfallgrube; Hugo Wiesenberg, Eisendrahtzug Gelsenkirchen: Scheibe mit Kugellager zum Wegdrücken des Flachdrahtes vom ersten Umgang; Fritz Thomas, Verkauf Ketten Gelsenkirchen: Einführung eines Formblattes.

Für prämierte Verbesserungsvorschläge wurden im Monat Februar 1958 insgesamt 4060 DM. ausbezahlt.

„Jeder spielt aktiv mit!“

Die Jahrestagung der Betriebsleiter, Meister und Unfallvertrauensleute ist nun schon zu einer festen Einrichtung unseres Werkes geworden. In ihr kommt die Bedeutung zum Ausdruck, die wir dem Gedanken der Unfallverhütung in unseren Betrieben zollen. Auch am 4. März, im großen Werksgasthaus-Saal, wurde wiederum das Bestreben deutlich, bei der Verhütung von Unfällen im Betrieb und im Verkehr auch weiterhin ganze Arbeit zu leisten.

Im Namen von Arbeitsdirektor Strohmenger, der wegen zwingender dienstlicher Gründe erst nach Beginn der Veranstaltung erscheinen konnte, sprach sein Assistent, Dr. Alfred Heese, die Begrüßungsworte. Dr. Heese betonte, daß die Tatsache, wonach die Unfallhäufigkeitsrate in Oberhausen gegenüber dem Vorjahr noch einmal leicht gesenkt werden konnte, in der Öffentlichkeit auf großen Widerhall gestossen sei. Bekanntlich fiel die Unfallziffer des Werkes Oberhausen im vergangenen Jahr von 3,9 auf 3,8, bezogen auf 1000 Versicherte. Damit liegen wir nach wie vor wesentlich unter dem Stand vergleichbarer Hüttenwerke und weisen nur etwa ein Drittel des Unfall-Durchschnitts aller der Hütten- und Walzwerksberufsgenossenschaft angeschlossenen Unternehmen aus.

Gemessen an diesen Zahlen wäre also durchaus ein Grund gegeben, mit dem Erreichten zufrieden zu sein. Einige Momente aber, so unterstrich der Referent, müßten bedenklich stimmen. Er erwähnte zunächst den Unfallstand des Werkes Gelsenkirchen, der sich insbesondere in der zweiten Jahreshälfte 1957 sehr nachteilig entwickelt habe. Die Unfälle in Gelsenkirchen, so zeichnete Dr. Heese auf, liegen im Durchschnitt des Jahres 1957 mit 7 Unfällen auf 1000 Beschäftigte um 1,2 Unfälle höher als im Vorjahr. „Es bleibt zu hoffen, daß wieder der Anschluß an die guten Ergebnisse der ersten Jahreshälfte gefunden wird.“

Noch viel zu tun

Weiter nannte Dr. Heese die Entwicklung der Erste-Hilfe-Leistungen. Auf das gesamte Jahr gemessen sind sie stärker noch als die meldepflichtigen Unfälle zurückgegangen. Dies, so folgerte er, sei um so bemerkenswerter, als die Erste-Hilfe-Leistungen echter als jede andere Ziffer Aufschluß über die Unfallsituation eines Werkes zu geben vermöchten. In diesem Zusammenhang erscheine es als eigenartig, daß der gerade zu Beginn dieses Jahres angestiegene Anteil der meldepflichtigen Unfälle im Verhältnis zu den Erste-Hilfe-Leistungen der realen Grundlage entbehre.

Zur Unfallsituation im allgemeinen bemerkte der Vortragende, daß die Meinung revidiert werden müsse, wonach wir mit den in Ober-

hausen erreichten Zahlen nahezu einen Stand erreicht hätten, den man nicht mehr unterbieten könne. Zur großen Überraschung aber hätten die in Ausgabe 2/3 veröffentlichten Untersuchungen eines unserer Mitarbeiter ergeben, daß die Unfallhäufigkeit und die Unfallschwere in den amerikanischen Stahlwerken noch wesentlich geringer sei als bei uns. „Für uns gibt es angesichts der amerikanischen Zahlen und der darüber hinaus jetzt vorliegenden Ergebnisse über die Unfallsituation auch der englischen Eisen- und Stahlindustrie daher noch sehr viel zu tun, ehe wir sagen können, daß das Problem der Unfallverhütung für uns zu einem Abschluß gebracht worden ist.“

Jagd auf den Spitzenreiter

Sicherheitsingenieur Gustav Hoppe, der Leiter der Abteilung Arbeitsschutz, verglich die Spitzenstellung unseres Werkes in der Unfallverhütungs-Rangliste der Hütten- und Walzwerksbetriebe mit der Situation des Tabellenführers einer Fußball-Oberliga. Wie im Sport die anderen Vereine ehrgeizig bestrebt seien, den Spitzenreiter aus seiner Position zu verdrängen, so sei es erfreulicherweise auch auf dem Sektor des Arbeitsschutzes. Die monatlich von der Berufsgenossenschaft herausgegebene Vergleichstabelle über den Stand der Unfallzahlen sei daher für alle Werke immer wieder ein erneuter Ansporn, denn niemand wolle die „rote Laterne“ angehängt bekommen.

Die Vergleichsstatistik für 1957 zeige, daß es immerhin einer Reihe von Werken gelungen sei, dichter an unsere Position heranzurücken. „Um unsere Spitzenstellung auch in diesem Jahr zu behaupten, brauchen wir die Einsatzbereitschaft jedes einzelnen Belegschaftsmitgliedes, denn jeder einzelne spielt aktiv mit; wir benötigen hierzu in jeder Betriebsabteilung einen jederzeit aktionsfähigen und unermüdlichen Sturm für den Kampf gegen die Betriebsgefahren, wir brauchen in den Meistereien gute Stopper gegen die immer wieder durchbrechende Gleichgültigkeit und schließlich in jeder Arbeitsgruppe einen übertragenden Schlussmann, der in letzter Sekunde helfend eingreifen kann, wenn einmal Gefahr droht!“

An einigen Zahlen bewies der Redner die Wirksamkeit unserer Unfallverhütung. Danach

ereigneten sich im vergangenen Jahr im Bereich des Werkes Oberhausen 576 Betriebsunfälle und 140 Wegeunfälle. Unserer Unfallhäufigkeitsziffer von 3,8 steht ein Durchschnittswert der Berufsgenossenschaft von 11,3 Unfällen auf 1000 Beschäftigte gegenüber. Daraus folgte der Referent, daß — wenn wir in unserem Werk anstelle der eingetretenen 3,8 Unfälle auf 1000 Mann Belegschaft den Durchschnittswert der Berufsgenossenschaft erreicht hätten — unsere Unfälle auf 1700 angestiegen wären. Das sind 1134 Unfälle mehr, als sich im Werk tatsächlich ereignet haben. Rechne man mit einer durchschnittlichen Heilungsdauer von 24 Tagen für jeden Unfall, so ergäben die theoretisch verhinderten Unfälle eine eingesparte Arbeitskapazität von 100 Mann für die Zeitdauer eines Jahres. Jeder Produktionschef, so sagte Hoppe, könne nach Beendigung eines Jahres nachweisen, um wieviel

Wiederholt wird gesagt, daß die finanziellen Bedingungen des seit dem 1. Januar d. J. geltenden neuen Prämiensystems nicht ausreichend seien, um alle Belegschaftsangehörigen wie bisher für die Unfallverhütung zu interessieren. Direktor Strohmenger griff dieses Argument sowohl bei der Zusammenkunft der Unfallvertrauensleute als auch bei der Diskussion in der letzten Belegschaftsversammlung auf. „Es stimmt“, so betonte er, „daß wir die Prämie reduziert haben, und zwar auf ein Maß, das auch anderen, wirtschaftlich weniger gut fundierten Unternehmen erlaubt, das Risiko der Einführung eines Prämiensystems einzugehen.“ Damit bekannte der Arbeitsdirektor, daß wir bemüht sind, eine Lösung zu finden, die im Interesse der gesamten Arbeiterschaft der Eisen- und Stahlindustrie liegt. Deshalb jetzt unser Versuch, mit einer in ihrer Höhe verkleinerten Prämie zu demselben guten Ergebnis in der Unfallverhütung zu kommen. Wenn dies gelingt, haben wir ein Muster-Prämiensystem, demgegenüber sich auch andere Werke aufgeschlossen zeigen werden. Denjenigen aber, die glauben, daß allein der finanzielle Anreiz ausschlaggebend ist für die Unfallverhütung, rief der Arbeitsdirektor zu, daß es eine verwerfliche Einstellung sei, allein die in Aussicht gestellte Prämie als Maßstab für die Mitarbeit anzusehen. „Für die Arbeiterschaft kommt es darauf an, einen höchst überflüssigen Blutzoll zu vermeiden; ob das mit oder ohne Prämie geschieht, ist unwichtig!“

seine Produktion gestiegen sei. Dagegen könne der Sicherheitsingenieur den Nachweis, wieviele Unfälle durch seine Arbeit vermieden worden seien, nur schwer erbringen. Deshalb müsse die angestellte Rechnung über die eingesparte Arbeitskapazität als Anhalt dienen, zumal diese Zahlen von jedem Betriebsmann verstanden würden.

Wegeunfälle gestiegen

Im Unterschied zu den Betriebsunfällen sind die Wegeunfälle im Jahre 1957 im Vergleich zum Vorjahr um 40 Prozent (!) gestiegen. Sicherheitsingenieur Hoppe führt diesen Anstieg auf die ständig steigende Verkehrsdichte zurück. Dabei nannte er einige recht interessante Zahlen. So kommen von den Belegschaftsangehörigen des Werkes Oberhausen täglich zum Werk

3800 mit dem Fahrrad	(rd. 32%)
1220 mit dem Moped	(rd. 10%)
660 mit dem Motorrad oder -roller	(rd. 5%) und
340 mit dem Pkw.	(rd. 3%)

Insgesamt bedienen sich also 50 Prozent der Gesamtbelegschaft eines Fahrzeuges. Während auf 1000 Beschäftigte 3,8 Betriebsunfälle registriert wurden, waren es im vergangenen Jahr auf dem Wege von und zur Arbeit bei

Am Kopfende des Saales: von links nach rechts Gewerbeassessor Merzenich vom Gewerbeaufsichtsamt Dulsburg; Dipl.-Volksw. Ursula Amelunxen; Walter Wille, Arbeitsdirektor unserer Tochtergesellschaft, der Bergbau AG Neue Hoffnung, sowie Landgerichtsrat Dr. Clemens Amelunxen, der über „Moralprobleme der Motorisierung“ referierte.



den Radfahrern 9,5 und bei den Motorrad-, Roller- und Mopedfahrern sogar je 32 Unfälle. Das ist bei den Radfahrern das Zweieinhalbfache und bei den motorisierten Zweiradfahrern sogar das Achteinhalbfache der Betriebsunfälle. Daraus zog Sicherheitsingenieur Hoppe die inhaltsschwere Schlußfolgerung, daß unsere Belegschaftsmitglieder bei ihrer Arbeit im Werk heute sicherer sind als auf den Zufahrtsstraßen. Zumal man berücksichtigen muß, daß die Tätigkeit am Arbeitsplatz täglich acht Stunden ausmacht, die Hin- und Rückfahrt in den meisten Fällen aber kaum mehr als eine Stunde. Hoppe: „Der Tod steht heute in erhöhtem Maße also vor unseren Werkstoren!“

Der Redner zeichnete ferner auf, daß die hollerithmische Auswertung der Betriebsunfälle es auch im letzten Jahr ermöglichte, Schwerpunktansätze für die Unfallverhütungsarbeit zu ermitteln. So habe sich z. B. klar erkennen lassen, daß ein Neuling trotz aller Schulungsarbeit immer noch eine weitaus höhere Unfallanfälligkeit aufweise als ein Stammarbeiter. Etwa der gleichen Gefährdung sei der Umbesetzte, also der Arbeitsplatz-Neuling, ausgesetzt.

Vergleiche man einmal den Unfallstand mit dem Lebensalter der von Unfällen betroffenen Werksangehörigen, so stelle man fest, daß die Altersgruppe der 18- bis 20jährigen den stärksten Anteil habe. Immerhin seien es bei 100 Arbeitern dieser Altersgruppe zehn, die einen Unfall erlitten. Bei den über 40jährigen seien dagegen nur noch drei bis vier unfallgefährdet. Hoppe führte dies zurück auf die größere Sorglosigkeit der Jugend, auf ihren Geltungsdrang und ihren oft falsch verstan-

denen sportlichen Ehrgeiz auch im Beruf. Er appellierte eindringlich an die alten und erfahrenen Belegschaftsmitglieder, auf die neu eingestellten und umbesetzten Kollegen zu achten. Interessant ist in diesem Zusammenhang ferner, wie Hoppe berichtete, eine soziologische Analyse über die Unfallhäufigkeit im Zusammenhang mit dem Familienstand. Hierbei ergibt sich die Feststellung, daß die Unfallanfälligkeit abnimmt, wenn sich der Kreis der Angehörigen vergrößert, für den der Belegschaftsangehörige zu sorgen hat.

5224 Paar Sicherheitsschuhe

Was die Ausrüstung der Belegschaft mit Sicherheitsschuhen anbelangt, so konnte Hoppe bekanntgeben, daß im vergangenen Jahr im Werk Oberhausen 4674 Paar und in Gelsenkirchen 550 Paar Sicherheitsschuhe verkauft worden sind. Das sind in Oberhausen 85 Prozent mehr als im Vorjahr. Der Sicherheitsingenieur berichtete, daß die meisten Kollegen heute einsichtig genug seien und Sicherheitsschuhe trügen. Auch der Schutzhelm werde immer mehr zur selbstverständlichen Kopfbedeckung des Hüttenwerkers. Den allerletzten Hüttenhut werde man in die Arbeitsschutz-Ausstellung bringen zur Erinnerung an den Mitarbeiter, der sich als Letzter entschlossen habe, seinen alten Hut gegen einen kopfschützenden Helm zu tauschen.

Seine Ausführungen schloß Sicherheitsingenieur Hoppe mit einem Dank für die geleistete Arbeit sowie mit der Bitte, auch in diesem Jahr wieder aktiv und mit neuer Begeisterung der gemeinsamen Sache der Unfallverhütung zu dienen.

Tempo auf die Menschheit losgelassen werden kann.“ Unser Verkehrsverhalten, so ergänzte Dr. Amelunxen, sei nämlich nicht besser und nicht schlechter als unser täglicher Umgang mit den Menschen schlechthin.

Dabei sei nicht zu übersehen, daß unser Verkehrsverhalten sich in der Gefahr einer gleitenden Rutschbahn nach unten befände, es orientiere sich nämlich an dem jeweils schlechteren Beispiel. In diesem Zusammenhang führte der Vortragende u. a. an, daß ein Kraftfahrer, der den besten Willen habe, am Zebrastreifen zu halten, um damit, wie es im Gesetz so schön heiße, dem Fußgänger „das Überschreiten der Fahrbahn in angemessener Weise zu ermöglichen“, beim nächsten Mal an dieser Stelle Gas gäbe, wenn ein Fußgänger die Fahrbahn gar nicht betrete, sondern hartnäckig am Bordstein stehenbleibe oder gar mit „Verkehrsgruß“ an die Stirn tippe. Genau so werde die Menschenfreundlichkeit eines Lkw.-Fahrrers strapaziert, der rechts 'ran fahre, um einen Porsche — es könne aber auch ein Lloyd sein — vorbeizulassen, wenn dieser sich nach dem Überholen scharf rechts vor seine Nase setze und ihm die Fahrbahn schneide.

Motor als Rangabzeichen

Es sei, so betonte der Redner mit Nachdruck, jedoch nicht alles strafrechtliche Schuld, was durch mangelnde Nächstenliebe im Verkehr gesündigt werde. Der Mann, der die Vorfahrt habe und mit einem anderen zusammenstoße, könne nicht verurteilt werden. Aber allzu häufig trage er eine moralische Mitschuld an dem Unfall, weil er allzu unbekümmert auf seine Vorfahrt gepocht und sie als sein „Recht“ — was sie nicht sei — durchgesetzt habe. Hier bleibe wieder die Feststellung: Die Verkehrsmoral entspricht dem sozialen Verhalten.

Näher hierauf eingehend, zeichnete Landgerichtsrat Dr. Amelunxen einige interessante Perspektiven auf, indem er einzelne Fälle dafür anführte, in denen die Ellenbogen, die im beruflichen Existenzkampf gewachsen sind, sich allzu deutlich auch im Straßenverkehr bemerkbar machen. Hier gelte das „Recht“ des Stärkeren, und der Motor werde nach der Zahl der PS allzuoft als soziales Rangabzeichen angesehen.

Zu Moses Zeiten

Einen nicht unwesentlichen Grund für das Überhandnehmen der Verkehrsunfälle sieht Dr. Amelunxen in der Vereinsamung und Isolation des heutigen Menschen, in seinem mangelnden Sozialverhalten. Der privatisierte Mensch begreife zwar den Appell: „Hör' auf deine Frau, fahr' vorsichtig!“ — ja, er denke noch an seine Frau, aber nicht an die Frau des anderen, dem er sich auf der Kreuzung nähert. Die einzelnen Verkehrsteilnehmer hätten füreinander kein Verständnis mehr, weil sie zu sehr auf ihre eigene Sache konzentriert seien, aber auch auf den eigenen Blickwinkel beschränkt bleiben wollten.

Der Mensch im Verkehr — das war das Fazit der Ausführungen von Dr. Amelunxen — müsse, um überleben zu können, ein soziales Wesen sein. Er müsse Persönlichkeit sein mit Talent, Charakter und moralischen Grundsätzen in einer geordneten Gesellschaft. Dies zu erreichen, könne nur mit einem ständigen Appell an das persönliche Verantwortungsgefühl des einzelnen — und sei es schrittweise — verwirklicht werden.

Zu Moses Zeiten — so schloß der Referent — habe es noch keinen Benzinmotor gegeben. Aber wenn der Mensch des motorisierten und automatisierten Zeitalters einsehe, daß die Gebote vom Berg Sinai auch dort auf der Straße gelten, wo vielleicht kein Erzengel in Polizeiuniform mit dem Notizblock stehe, sei Entscheidendes gewonnen. Und das letzte Ideal, der ganzheitliche Mensch, der weder Roboter noch empfindsames Nervenbündel sein dürfe, der mit sich und seiner Umwelt in Einklang stehe, das sei zur Behebung unserer Verkehrsmisere das Ziel, das sicherlich nur schwer zu erreichen sei, zu dem wir aber alle auf dem Wege sein sollten.

Aus der Praxis des Verkehrsrichters

Angesichts der Tatsache, daß die während des letzten Jahres enorm angestiegenen Wegeunfälle uns mit ernstlicher Sorge erfüllen, verdient der Vortrag von Landgerichtsrat Dr. Amelunxen besondere Beachtung. Dr. Amelunxen, der als Richter und Verkehrstachmann beim Landgericht Düsseldorf tätig ist, sprach über das Thema „Der Mensch im Verkehr — Moralprobleme der Motorisierung“. In seinem wirklich beachtenswerten Referat, das rhetorisch hervorragend dargeboten wurde und bestimmt nicht ohne Wirkung auf die Zuhörer geblieben sein dürfte, ging der Vortragende einleitend davon aus, daß gerade für einen Verkehrsrichter rechtliche Erkenntnisse über Vorfahrt, Geschwindigkeiten, Blutalkohol und Fahrerflucht zwar notwendiges Handwerkszeug seien, aber wer mehr sein wolle als ein Techniker der Jurisprudenz, der werde das Grundproblem des Verkehrs als ein Kulturproblem auffassen müssen, als ein psychologisches und moralisches Problem des menschlichen Zusammenlebens.

Jedermann am Steuer

Wenn trotz steigender Beachtung der Sicherheitsvorschriften im Automobilbau, trotz motorischer Perfektion, trotz einer Flut von Verkehrsgesetzen und Verkehrserziehungswochen, trotz Zunahme der technischen Kenntnisse im Volk, die schon bei den zehnjährigen Knirpsen beginnen, die menschlichen Fehlleistungen nicht zurückgingen, sondern eher größer werden, so müsse man feststellen, daß die Verkehrsteilnahme eine soziale Frage im weitesten Sinne geworden sei. „Weiter schauen — Straßen bauen“ sei zwar eine wichtige Forderung, die auch an zuständiger Stelle immer gehört werden möge, die Kernfrage unserer Verkehrsmisere aber liege woanders, sie liege beim Menschen, der nun einmal nicht berechenbar sei wie der Straßenbau nach Kilometern oder eine Bremse nach dem Verzögerungsgrad.

In einer westdeutschen Stadt habe man sich die Mühe gemacht, 70 Tage lang jeden Verkehrsunfall auf einem Spezialgerichtsbogen zu registrieren. Dabei habe man festgestellt,

daß 70 Prozent der registrierten Unfälle nicht auf technische Mängel an Fahrzeugen und Fahrbahn, sondern auf charakterliche Mängel der Verkehrsteilnehmer zurückgehen. Aus seiner eigenen Praxis als Verkehrsrichter meinte Dr. Amelunxen, daß diese Zahl noch eher zu niedrig als zu hoch sei. Im Straßenverkehr zeige sich mit erschreckender Deutlichkeit, daß wir in einer Gesellschaft leben, der die sozial-ethischen Maßstäbe des zwischenmenschlichen Verhaltens weitgehend abhanden gekommen seien. Das wäre, so meinte Dr. Amelunxen, auf diesem Sektor nicht so gefährlich, wenn man nicht — wieder auf Grund des technischen Fortschritts — die Bedienung des Kraftfahrzeuges für ein Kinderspiel hielte, das Herrn und Frau Jedermann offenstehe. So aber bevölkerten Herr und Frau Jedermann unsere Straßen. Der Referent vertrat die Ansicht, daß die Menschheit den Motor seelisch noch keineswegs „verkräftet“ habe. Es sei kaum 30 Jahre her, daß Leute in Nordpolverkleidung und auf hochrädigen Benzinkutschen, mit weit unvollkommenen Fahrzeugen also, und auf weit schlechteren Straßen als heute in unseren Städten aufgetaucht seien. Aber diesen Leuten sei der Führerschein nicht nur Befähigungsnachweis, sondern Verpflichtungsurkunde für menschliches Verantwortungsbewußtsein gewesen; „sie hatten den Ehrenkodex einer Zunft, in dem Sinne, daß nur die Besten ans Steuer gehören sollten“. So aber stünden wir heute vor der Tatsache, daß der Mensch, der jahrtausendlang auf das Tempo des Pferdes eingestellt war, plötzlich habe umschalten müssen auf technische und technisierte Bewegungsabläufe.

Mit »Verkehrsgruß«

In seinem weiteren Vortrag, wobei er einige Fälle von Verkehrsvergehen und Rowdytum hinter dem Steuer aufzeichnete, zitierte Dr. Amelunxen den ebenso geistreichen wie humorvollen Alexander Spoerl, der einmal folgende Feststellung getroffen hat: „Wenn der Mensch Auto fährt, dann bricht bei ihm der wahre Charakter aus, und der Charakter ist eine Sache, die nicht immer mit Wucht und

WERK OBERHAUSEN

Geburten:

1. 12.:
Wilhelm Tewes, Sohn Harald
6. 12.:
Werner Kegenhof, Tochter Angelika
15. 12.:
Heinz Kraft, Tochter Hannelore
15. 1.:
Günter Diedenhofen, Tochter Barbara
17. 1.:
Heinz Roloffs, Tochter Christel
23. 1.:
Horst Erbing, Sohn Reinhold
30. 1.:
Rudolf Windhüs, Tochter Barbara
1. 2.:
Felix Spielkamp, Sohn Felix
3. 2.:
Johann Dorn, Sohn Ralf; Rolf Hilten, Sohn Roland
4. 2.:
Heinz-Dieter Kubiak, Tochter Heike; Josef Ullsperger, Tochter Iris
5. 2.:
K.-Heinz Neumann, Sohn Paul; Paul Zimmermann, Sohn Peter
6. 2.:
Anton Rahmann, Tochter Petra; Martin Ringleb, Tochter Anette
7. 2.:
Heinz Stepke, Tochter Petra; Heinrich Stock, Sohn Holger
8. 2.:
K.-Heinz Haustein, Sohn Rainer; Friedrich Löblein, Tochter Ute
9. 2.:
K.-Heinz Grage, Tochter Petra
10. 2.:
Emil Oberländer, Tochter Heike

10. 2.:
Karl Synofzik, Tochter Claudia
11. 2.:
Helmut Vink, Tochter Bernadette
13. 2.:
Edmund Klöckner, Sohn Hartmut; Franz Kriegs, Sohn Hans
15. 2.:
Günter Bartke, Tochter Heike
16. 2.:
Franz Elsbernd, Sohn Hans-Dieter; Willi Jabs, Sohn Peter; Martin Sprengel, Tochter Christiane; Erwin Waschke, Sohn Rüdiger
17. 2.:
Horst Bosa, Sohn Detlef; Bruno Ness, Tochter Silvia; Hans Stevens, Sohn Thomas
18. 2.:
Helmut Hagemeyer, Sohn Holger; Werner Frey, Tochter Heike; Erwin Krüger, Tochter Heike; Rolf Ostrowski, Tochter Ulrike
19. 2.:
Johann-Anton Dibbelink, Tochter Ruth; Kurt Mosel, Tochter Renate
21. 2.:
Erich Lechky, Tochter Hildegard; Franz-Hermann Nolte, Sohn Franz-Hermann
24. 2.:
Karl-Heinz Vogt, Tochter Ilona; Werner Steinbrink, Tochter Rita
26. 2.:
Werner Gensch, Tochter Doris
27. 2.:
Edgar Ingenerf, Sohn Dietmar
28. 2.:
Diethelm Hinz, Sohn Michael; Werner Queda, Sohn Reiner
1. 3.:
Peter Becker, Tochter Marie-Luise;

Werner Petry, Sohn Ulrich; Werner Verhoeven, Tochter Barbara
2. 3.:
Kurt v. Schwarzenberg, Sohn Ralph
3. 3.:
Sigismund Tulke, Tochter Monika

Eheschließungen:

2. 1.:
Franz Wojtkowiak mit Eva Brauer
16. 1.:
Manfred Bönke mit Renate Turski; Ursula Voßkühler mit Lothar Strauch
24. 1.:
Bernhard Schulte-Kellinghaus mit Hildegard Terlau
1. 2.:
Wolfgang Engels mit Inge Bolz; Adolf Hinkler mit Helly Tober; Heinz-Dieter Kubiak mit Ingrid Kickartz; Bruno Willner mit Charlotte Schasny; Helmut Tiggelbeck mit Christa Theissen
3. 2.:
Gerhard Renard mit Irmgard Waffner; Theodor Steck mit Gertrud Westemeier
4. 2.:
Helmut Reinemann mit Renate Müller; Kurt Wonsak mit Agnes Möller
7. 2.:
Karl Altemeyer mit Christel Peskes; Rolf Krempel mit Therese Pieper; Christa Wajahn mit Johannes Warbrück
12. 2.:
Johannes van Aken mit Marianne Velten
13. 2.:
Erich Grzeskiewicz mit Marlene Stieg

14. 2.:
Ewald Sönckens mit Margarete Lipski
15. 2.:
Helmut Merz mit Ursula Markovic
21. 2.:
Karl-Heinz Krüger mit Inge Martin; Johann Wolters mit Ursula Gulowski

WERK GELSENKIRCHEN

Geburten:

15. 1.:
K.-H. Pfister, Sohn Horst
1. 2.:
Heinz Hedel, Sohn Ronald; Kurt Stobbe, Sohn Reiner
6. 2.:
Friedrich Ellerbeck, Sohn Ulrich; Hans Joswig, Tochter Birgit; Alfons Schmoll, Tochter Margarete; Theodor Unglaube, Tochter Annegret
20. 2.:
Franz Steinke, Tochter Brigitte
25. 2.:
Hubert Kinder, Tochter Sigrid

Eheschließungen:

31. 1.:
Günter Hülsmann mit Erika Köhlinna
7. 2.:
Alfred Konietzka mit Christel Bertsch
12. 2.:
Klaus-D. Schneider mit Silvia Pelz
13. 2.:
Manfred Klemm mit Maria Heinen
14. 2.:
Elvira Krieger mit Johannes Bomholt

Unsere Jubilare im März

50jähriges Dienstjubiläum:

Wilhelm Hemmersbach, Lohnbüro

40jähriges Dienstjubiläum:

Josef Brück, Maschinenbetrieb Stahl- und Walzwerk
Nikolaus Etzig, Maschinenbetrieb Hochöfen
Franz Migge, Härtereiarbeiter

Peter Reitz, Elektrischer Betrieb Stahl- und Walzwerk
Rudolf Ress, Abt. Verkehr
Karl aus dem Siepen, Elektrischer Betrieb Stahl- und Walzwerk
Heinrich Schupp, Maschinenbetrieb Hochöfen
Nikolaus Staczyk, Siemens-Martin-Werk II

Friedrich Westfeld, Thomaswerk

25jähriges Dienstjubiläum:

Wilhelm Böcker, Verkauf
Friedrich Glodde, Zementwerk
Ewald Hübel, Abt. Verkehr
Friedrich Klischis, Abt. Verkehr
Franz Leyser, Siemens-Martin-Werk
Paul Nitschke, Maschinenbetrieb Stahl- und Walzwerk

Erich Panne, Werk Gelsenkirchen
Wilhelm Reddmann, Abt. Verkehr
Max Sprengnether, Hauptlagerhaus
Friedrich Schuchardt, Werk Gelsenkirchen
Wilhelm Schwarz, Siemens-Martin-Werk
Johann Witzke, Maschinen- und Reparaturbetrieb Blechwalzwerk

† Sie gingen von uns

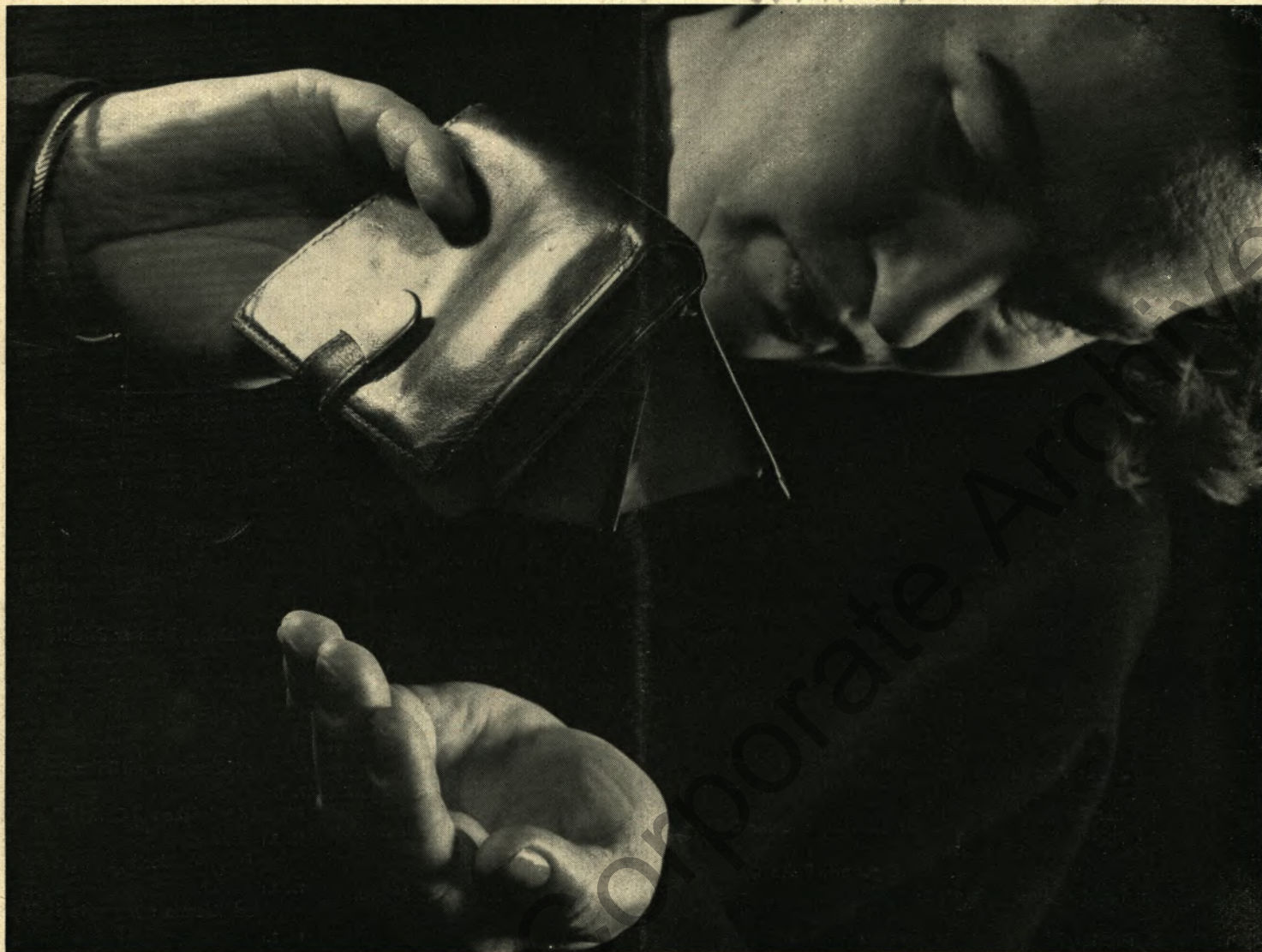
26. 1.:
Friedrich Degen, Pensionär
29. 1.:
Matthias Thissen, Pensionär
31. 1.:
Paul Schäfer, Pensionär

5. 2.:
Leo Bylicki, Pensionär
6. 2.:
August Bunse, Pensionär
Robert Heitmann, Pensionär

8. 2.:
Rudolf Linkhoff, Pensionär
9. 2.:
Wilhelm Hummel,
Maschinenbetrieb Blechwalzwerk

16. 2.:
Karl Munzlinger, Pensionär
22. 2.:
Ernst Ennigkeit,
Siemens-Martin-Werk
26. 2.:
Heinrich Pollmann, Abt. Verkehr

Erwin H. Kellner 16



So kann es unmöglich weitergehen . . .

„Schluß mit dem leeren Portemonnaie!“ sagt sich Frau Krüger. Lange genug hat sie darüber nachgedacht, warum die Rechnung Einnahmen gegen Ausgaben nicht mehr aufgeht. Ihr Entschluß steht fest: „Das muß anders werden!“

Da ist z. B. der „Herr des Hauses“ mit seinen beliebten, aber völlig unnötigen kleinen Einkäufen, für die im Haushalt kein echter Bedarf besteht. Da ist Opa, der abends beim Lesen einschläft und stundenlang das Licht brennen läßt. Da sind die Kinder . . . Schließlich fallen ihr auch ein paar eigene Sünden ein, die sie ohne Schwierigkeit ablegen könnte. Frau Krüger gelingt es, ihre Familie davon zu überzeugen, daß es nur einen Weg gibt, aus dieser Geldklemme herauszukommen: Sparsamer wirtschaften!

Wie steht es aber mit dem Firmenportemonnaie? In einem Betrieb mit Tausenden von Arbeitsplätzen gibt es unzählige Verlustquellen, die ständig unter Kontrolle gehalten werden müssen, wenn das Geld nicht buchstäblich auf die Straße fließen soll. Die beste Betriebsleitung bemüht sich vergebens, wenn sich nicht jeder Betriebsangehörige mitverantwortlich fühlt und aufpaßt, daß kein Material vergeudet wird, die Ausschußquote niedrig bleibt und kostspielige Werkzeuge und Fabrikationsanlagen pfleglich behandelt und produktiv eingesetzt werden. Unnötige Verluste schwächen die Wettbewerbskraft des Betriebes. Sie nützen niemanden — höchstens der Konkurrenz. Da wir höhere Löhne und bessere Arbeitsbedingungen anstreben, müssen wir auch am Arbeitsplatz so handeln, als ginge es um unseren Geldbeutel.

Durch sparsames Wirtschaften Verluste vermeiden